

KLAUS F. SCHMIDT

NICHTS GEHT MEHR

Vom Sodastream-Multimillionär
zum Hartz IV-Empfänger

LESEPROBE

mankau

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Klaus F. Schmidt

Nichts geht mehr

Vom Sodastream-Multimillionär zum Hartz IV-Empfänger

ISBN 978-3-938396-28-5

1. Auflage 2009

Mankau Verlag

Postfach 13 22, D-82413 Murnau a. Staffelsee

Im Netz: www.mankau-verlag.de

Diskussionsforum: www.mankau-verlag.de/forum.php

Presseartikel – Quellenangaben:

Umschlagseite 2 (v. li. oben n. re. unten): BILD, 6.10.2002; Delmenhorster Kreisblatt, 23.11.2006; BILD, Bremen, 20.9.2001; BILD, Bremen, 11.2.2002; Regionale Umschau, 12.11.2003

Umschlagseite 3 (v. li. oben n. re. unten): Weser Kurier, 17.1.2003; BILD, Bremen, 12.12.2002; Weser Kurier, 12.12.2002; Bremer Nachrichten, Wirtschaft, 20.9.2001; Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Unternehmen, 16.12.2002

Lektorat/Endkorrektur: Dr. Thomas Wolf, MetaLexis

Gestaltung Umschlag außen: HildenDesign, München

Gestaltung Innenteil: Heike Brückner, Grafikstudio, Regensburg

Hinweis: Die Marke Sodastream ist auf die Firma SodaStream AG in Zug (Schweiz) eingetragen (Stand: Oktober 2008).

Der Inhalt wurde auf chlorfrei gebleichtem Recyclingpapier gedruckt, der Druck erfolgte in Deutschland.

*Den Eigennutz, die Fallen,
auf denen sich die Spielbank gründet und aufbaut,
darf der Spieler nicht einmal ahnen.*

Fjodor M. Dostojewskij

Russischer Dichter und Spieler (1821–1881)

Inhalt

Vorspiel	9
Im Casino	17
Das französische Roulette	29
Von Bremerhaven nach Amerika	37
Matrosenliebe	49
Auf dem Fischdampfer	69
Dialog zwischen Spielbank-Direktor und Croupier	77
Gibt es den Weihnachtsmann?	101
War ich schon dran?	107
An der Bar	125
Hinter Gittern	151
Am Ende	167
Fachärztliche Diagnose	169
Nachspiel	175
Pressestimmen	185
Das Urteil	201
Suchtrisiko – sind die Gene mitschuldig?	207
Adressen Glücksspielsuchtberatung	211
Zum Autor	213

Vorspiel

Einmal ein paar hundert Mark zur Verfügung haben, nur einmal. Damit man sich mal was leisten könnte. Wie oft hatte ich mir das gewünscht, wie oft davon geträumt. Doch irgendetwas ging immer schief. Da dachte man, jetzt hättest du einmal Glück, und was passierte? Es ging daneben. Warum konnte nicht einfach das Telefon klingeln und am anderen Ende wäre der Einkäufer eines Discounters dran und bestellte eine Palette „Geminis“ zur Probe. Da blieben dann, bei 100 Geräten, etwa 1.700 Mark über, das wäre doch was.

Gut, das Ganze müssten wir durch drei teilen, aber immerhin. Es wäre nach der wochenlangen Flaute so etwas wie ein „warmer Regen“ für mich gewesen. Hatte ich mein letztes „Gehalt“ doch schon vor sechs Wochen bekommen, gerade mal 500 Mark, bar auf die Hand. Dieser Job, den ich damals ausübte, war schon ein Elend.

Vor vielen Monaten hatte mich mein Freund Peter K. um Mithilfe bei seinem, gemeinsam mit einem Partner betriebenen Handelsgeschäft gebeten. Es ging um die Vermarktung eines Küchengerätes, welches die beiden aus England importierten. Ein Gerät, das, äußerlich einer Kaffeemaschine nicht unähnlich, auf Knopfdruck dem eingefüllten Trinkwasser Kohlensäure beimischte. Wofür das Ganze gut sein sollte? Diese Frage hatte ich mir am Anfang auch gestellt und kam zu der Erkenntnis, dass es sehr bequem war, weil man dadurch keine Mineralwasserkästen mehr schleppen musste. Außerdem war der Preis für einen Liter „Mineralwasser“ um die Hälfte geringer.

Allerdings sollte das Gerät 259 Mark kosten, und das war verdammt viel Geld. Ein Haushalt mit vier Personen müsste dann schon reichlich Wasser trinken, damit sich nach zwei Jahren der

Kaufpreis amortisiert hätte. So richtig überzeugt war ich nicht von der „Wundermaschine“, die den Namen einer Rakete trug. Aber wie eine „Gemini“ startete sie nicht gerade in das All des Verkaufserfolgs. Da ich aber im Februar 1993 keinen Job hatte, ließ ich mich breitschlagen und machte bei dem Abenteuer mit. Wobei die Verkaufsbemühungen für eine Küchenmaschine „Abenteuer“ zu nennen, vielleicht etwas zu abenteuerlich klang. Wenn ich allerdings damals gewusst, ja nur ansatzweise geahnt hätte, auf was ich mich da eingelassen hatte, ja dann ...

Nun, nach erfolglosen Monaten der Bemühungen, mit einem Bein in der Pleite, war die Hoffnung auf ein Durchstarten begraben. Peter wollte aussteigen, er wollte nicht mehr, hatte keine Kraft mehr für den nervenaufreibenden täglichen Kampf. Das wenige Geld, das wir zwischendurch hin und wieder durch Verkäufe einnahmen, war mal wieder aufgebraucht. Die Rechnungen stapelten sich in seiner Schublade, und es war abzusehen, wann das Telefon abgestellt würde.

„Klaus, ich will nicht mehr. Wir hangeln uns jetzt seit fast ein- einhalb Jahren durch und kommen nicht von der Stelle. Unsere Firma hat mittlerweile über 100.000 Mark Schulden und nichts geht mehr. Ich werde am Montag zum Amtsgericht gehen und den Konkurs der Firma anmelden.“

„Peter, mach keinen Mist, das kannst du doch nicht machen“, schaute ich ihn entsetzt an.

„Du bist gut, du stehst ja auch nicht als Geschäftsführer in der Verantwortung. Ich habe keinen Bock, auch noch in den Knast zu gehen“, kam es vorwurfsvoll zurück.

Ich sah ihn an. Recht hatte er ja. Das Risiko lag weder bei mir noch bei seinem Partner Volker, dem die andere Hälfte der kleinen GmbH gehörte. Peter allein stand in der Verantwortung. Ich hät-

te wahrscheinlich nicht anders gedacht und gehandelt. Aber dann wäre ich ohne Job, auch wenn es meistens im Monat kaum mehr als 500 Mark an „Beraterhonorar“ für mich gab. So aber, wenn die Firma dichtgemacht wurde, stand ich erst einmal auf der Straße. Das musste ich verhindern. Außerdem glaubte ich immer noch an einen Verkaufserfolg der „Sprudelmaschine“. Das war durch die bisherigen Umstände zwar nicht zu erwarten, aber irgendwie glaubte ich immer noch daran, dass dieser verdammte Sprudler uns drei eines Tages doch noch ernähren würde. Vielleicht nicht gerade zu vermögenden Männern machen, aber wenigstens ein kleines, feines Einkommen ermöglichen sollte.

„Du spinnst, Klaus“, schien er meine Gedanken zu erraten. „Sieh es ein, der Zug ist abgefahren.“

Eine halbe Stunde brauchte ich bei unserem Spaziergang über den Hof der Wollkämmerei, bis ich ihm eine Verlängerungsfrist von zwei Wochen abgerungen hatte. Zwei Wochen wollte er noch warten mit dem Gang zum Konkursgericht. So viel Zeit blieb mir, um die Firma endlich in Schwung zu bringen. Das war verdammt wenig. Eigentlich viel zu wenig. Ja, es war so gut wie ausgeschlossen in zwei Wochen. Ich wusste das natürlich, aber mir blieb keine Wahl. Es gab keine Alternative zu dieser Galgenfrist.

Ein Wunder musste her. Irgendein Einkäufer in diesem Land musste unseren Prospekt in die Hand nehmen, von dem Produkt begeistert sein. Das Telefon in die Hand nehmen und bei unserer Frau Schulz eine Bestellung aufgeben. Über eine, was sage ich, über zehn Paletten „Geminis“. Ja, das wär's. Das würde uns wieder etwas Luft verschaffen. Die Telefonrechnung bezahlen. Den 15 Jahre alten Firmen-Polo volltanken, und ich hätte meine Familie, die sich mit geliehenem Geld von Verwandten durchschlagen musste, endlich mal wieder unterstützen können. Träume waren das,

nichts als Träume, und ich wusste es nur zu gut. Doch wie heißt es so schön: „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Also, Schmidt, sagte ich zu mir: Du hast zwei Wochen, nutze sie, es wird deine letzte Chance sein. Danach geht's auf die Straße oder zum Arbeitsamt.

Schweigend gingen wir zurück in das Büro. Wir wussten beide, dass die Firma im Grunde bereits beerdigt war. Selbst das Wetter war nieselig, grau in grau. Friedhofswetter. Ein letzter Strohhalm war es, an den wir uns da klammerten. Und mit diesem Gefühl der zentnerschweren Last betraten wir den Raum von Frau Schulz.

„Hallo Herr Schmidt, da sind Sie ja, ich suche Sie schon. Ein Herr Putz hat angerufen und wollte Sie sprechen. Er machte es sehr wichtig und dringend. Eine Nummer hat er aber nicht hinterlassen. Er will wieder anrufen.“

„Ja, ja, schon gut.“ Mich beeindruckte die Information nicht. Zu oft hatten in der vergangenen Zeit irgendwelche wichtigen Leute angerufen, und dann hatten wir nie wieder etwas von ihnen gehört. Der würde uns auch nicht aus unserer Klemme raus helfen. Da sollte ich mich aber gründlich täuschen.

Frau Schulz sah mich betroffen an, so deprimiert hatte sie mich noch nie erlebt, dann wandte sich ihr Blick Peter zu, aber der war schon in sein Büro nach nebenan geflüchtet, weil er auch keine Lust hatte, Erklärungen abzugeben.

„Tut mir leid, Frau Schulz, aber wir sind im Moment nicht in bester Stimmung“, entschuldigte ich mich lahm bei ihr und wollte ebenfalls in mein Büro entwischen, da klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch.

„Guten Tag, Firma B & K, Schulz. Moment, der steht gerade neben mir, ich reiche mal weiter“, hörte ich sie sagen, und dann hielt sie mir den Hörer hin, während ihre Lippen tonlos den Namen „Putz“ formten.

„Schmidt, guten Tag, wer ...?“

Weiter kam ich nicht, denn jetzt ergoss sich ein Redeschwall, gewürzt mit Vorwürfen, über mich. Es war mir nicht möglich, auch nur eine Zwischenfrage zu stellen, und das sollte schon was heißen. Ich war es gewohnt, mich durchzusetzen, am Telefon allemal. Doch dieses Mal keine Chance. Ich war schon geneigt, den Hörer aufzulegen, als mich der Satz „In sechs Wochen bringe ich das Gerät in meiner Sendung“ aufhorchen ließ.

Es war kein Herr Putz, mit dem ich telefonierte. Es war kein Geringerer als Jean Pütz, der Redakteur von der „Hobbythek“, der mich runterputzte. Jetzt erkannte ich ihn auch an seiner unverwechselbaren Singsang-Stimme aus dem Fernsehen wieder. Ich war wie elektrisiert. Was hatte er gerade gesagt? Er wollte unseren „Gemini“ in seiner Sendung vorstellen? Na, das wäre der Hammer! Doch bevor ich meine wild durcheinanderwirbelnden Gedanken ordnen und eine Frage an ihn richten konnte, hörte ich nur noch „Guten Tag!“, und dann wurde aufgelegt.

Verflüxt, jetzt war er weg. Ich sortierte das eben Gehörte, während mich Frau Schulz voller Erstaunen ansah. Sie hatte genauso wenig verstanden und war ebenso verblüfft wie ich.

„War das etwa dieser John Pütz vom WDR, von dieser Öko-Sendung, Herr Schmidt?“, fragte sie mich.

„Ja, Frau Schulz, das war er.“

„Und warum hat der angerufen, Herr Schmidt, der will doch nicht etwa ...“

„Doch, Frau Schulz, das will der. Er will in seiner nächsten Sendung unseren ‚Gemini‘ vorstellen!“

„Das gibt's doch nicht, das wäre ja toll“, frohlockte Frau Schulz und strahlte dabei über ihr ganzes Gesicht.

Nun hielt es auch mich nicht mehr zurück und ich brüllte fast, als ich nach Peter durch die aufgerissene Verbindungstür rief. Der

erschrak und richtete sich in seinem Chefsessel auf, um mich fragend anzusehen.

„Peter, der Pütz von der Hobbythek hat angerufen!“

„Welcher Pütz, ich kenne keinen Pütz!“

„Mensch, der von der Hobbythek, vom WDR Fernsehen. Das ist der Redakteur von dieser Sendung mit den ökologischen Ideen und Produkten, den kennst du doch.“

„Ich schaue mir keine ‚Körnerfressersendungen‘ an. Was will er denn?“

„PETER, du Irrer, das ist unsere Chance! Wenn der unseren ‚Gemini‘ in seiner Sendung vorstellt, verkaufen wir bestimmt ein paar Tausend Geräte! Begreifst du denn nicht, was das heißt?“

Und dann begriff er endlich, was es hieß, wenn der WDR über unsere Maschine berichtete. Besonders während der Tage nach der Sendung, als in der Firma die Hölle los war. Das steigerte sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Ganz Deutschland verlangte nach unserer Sprudelmaschine, und in England gab es sogar Engpässe bei der Produktion. Cadbury-Schweppes, der Mutterkonzern, reduzierte die Lieferungen an andere europäische Vertragspartner, damit die Nachfrage auf dem deutschen Markt befriedigt werden konnte.

In nur fünf Jahren wuchs die Firma von drei auf 70 Mitarbeiter und der Jahresumsatz von nahezu null auf fast 70 Millionen.

Die Jahre waren überaus erfolgreich, mit viel Stress und 14-stündigen Arbeitstagen verbunden. Leider waren diese Anforderungen auf Dauer meiner Gesundheit nicht sehr zuträglich. So entschloss ich mich 1998, meine Anteile, die mir die beiden Inhaber als Dank für meine Leistung überschrieben hatten, für fünf Millionen DM an Peter zu verkaufen.

An all dies musste ich denken, als ich wieder einmal in dieser dunklen Seitenstraße in Bremen nach dem Klingelknopf an der unbeleuchteten Hauswand suchte.

Im Casino

Ich drückte ungeduldig auf den Knopf und wartete. Es dauerte eine Weile, dann hörte ich eine weibliche Stimme aus der Gegensprechanlage fragen:

„Wer ist da?“

„Guten Abend“, sagte ich und drehte dabei mein Gesicht etwas nach rechts oben, um in die an der Hauswand angebrachte Überwachungskamera zu blicken.

„Guten Abend, Herr Schmidt, tut mir leid, ich habe Sie nicht sofort erkennen können. Einen kleinen Moment bitte noch. Ich schicke Ihnen gleich einen Pagen, der Ihnen das Tor aufschließt.“

Mit einem Knacken verstummte die Gegensprechanlage, und um mich herum war wieder Stille. Die Stille einer Seitenstraße um Mitternacht in Bremen. An einem Wochentag im Herbst, irgendwann vor einigen Jahren.

Ich stand also wieder einmal vor dem Hintereingang der Bremer Spielbank, dem staatlich konzessionierten Spielcasino der Bremer Landesbank, und wartete darauf, dass ein Page das Eisentor öffnete.

Das Tor, welches zu dem Parkplatz des Bremer Senats führte, der nach Dienstschluss vom Bremer Casino als Parkgelegenheit für besondere Gäste genutzt wurde. Na, und ein besonderer Gast war ich schon. Der Attraktivste wohl seit Jahren, zumindest was das bisher verspielte Geld betraf. Schritte hallten über den nächtlichen Hinterhof, das war der Page mit dem Schlüssel.

„Guten Abend, Herr Schmidt“, begrüßte er mich devot.

„Guten Abend, wie geht's Ihrer Frau, sind Sie schon Vater

geworden?“, fragte ich ihn, denn ich wusste, dass seine Frau kurz vor der Entbindung stand.

Wie ich überhaupt sehr viel Privates von einigen Angestellten des Casinos durch meine häufige Anwesenheit erfahren hatte. Da wurde dann doch so manches Wort gewechselt, man kannte sich und hatte Vertrauen zueinander. Das war nicht üblich, denn es gab die Anweisung der Casinodirektion, dass jeder persönliche oder gar vertrauliche Kontakt zu den Gästen streng untersagt war. Man fürchtete wohl, dass Angestellte mit Spielern gemeinsame Sache machen und das Casino betrügen könnten.

Bei mir lagen die Dinge scheinbar etwas anders. Nicht nur der Direktor höchstpersönlich kümmerte sich rührend um mich und somit auch um meine finanziellen Mittel, auf dass diese nicht in der Kasse von Spielcasinos der Konkurrenz landeten. Auch sein Stellvertreter brachte mir größten Respekt entgegen. Obwohl er sicherlich nicht froh darüber sein konnte, dass er sein Apartment im Casinonebengebäude räumen sollte, wenn ich in Bremen übernachten musste, weil es wieder mal bis früh in den Morgen ging mit meiner Spielerei.

Dieses Angebot hatte mir sein Chef mit folgenden Worten gemacht:

„Herr Schmidt, Sie sind zur ‚Maritimen Woche‘ in Bremerhaven im Sommer herzlich willkommen. Das Casino hat einen Großsegler für eine Tagesreise in die Außenweser gechartert, zu der ich sie hiermit einladen möchte. Es kommen nur handverlesene Gäste, Sie werden sich wohlfühlen. Und übernachten können Sie dann die Tage in unserem eigenen Apartment, das zum Casino gehört.“

Das wird zwar zurzeit von meinem neuen Stellvertreter be-

wohnt, den quartieren wir während Ihres Besuches aus. Dann haben Sie es bequemer und müssen nicht im Hotel schlafen.“

Er wusste natürlich, dass ich in Luxemburg lebte und keine Wohnung in Bremen besaß. Allerdings hielt ich mich oft in meinem Bungalow in Holland auf, und von dort waren es kaum mehr als zwei Stunden Autofahrt bis nach Bremen zum Casino. Das wusste der Direktor natürlich auch. Die Spielbankbetreiber wussten überhaupt sehr viel über meine privaten Verhältnisse.

Man kam oft zwanglos an der Bar ins Plaudern, und nach anstrengenden, meist erfolglosen Stunden am Roulettetisch geschah es, dass mich der diensthabende Saalchef zu einem Drink einlud.

Einerseits wollte ich kein Spiel am Tisch verpassen. Meistens war ich, wenn ein Saalchef mich ansprach, aber bereits pleite, hatte alles mitgebrachte Geld verspielt. Da war dann das Gespräch an der Bar mit Angestellten der Spielbankgeschäftsführung eine willkommene Ablenkung vom finanziellen Desaster.

Oftmals auch Trost, wenn man so rührend um mein Wohlbefinden besorgt war. Ja, man bedauerte mich ob meiner Verluste, litt mit mir und beklagte mein großes Pech. Es wurde mir aber auch Mut und Erfolg für den nächsten Besuch gewünscht. Da taten sich besonders die Saalchefs hervor.

„Nein, meine Frau hat noch nicht Kind bekommen, bald in zwei Wochen, wir warten schon“, radebrechte der Page und schloss dabei das große Eisentor auf.

Ich startete mein Auto. Der zusätzlich angebrachte Schlagbaum hob sich, und ich fuhr langsam auf den Hinterhof.

Eine leichte Steigung, dann stand ich wenige Meter entfernt vom Lieferanteneingang der Bremer Spielbank.

Ich parkte meinen Wagen und betrat gemeinsam mit dem Pagen, nachdem die erste Tür aufgeschlossen war, den Hausflur. Eine Etage höher wartete die nächste verschlossene Tür. Als wir auch diese passiert hatten, standen wir nun direkt vor der Tür, welche unmittelbar zu dem großen Spielsaal führte. Nur noch dieses eine Schloss, dann hatte ich es geschafft. Dann war ich wieder in meinem Metier, in meiner neuen, faszinierenden Welt.

Ich war auf der Suche nach dem Glück. Nach dem Rausch, dem Fieber des Spiels, auf der Suche nach dem Alles oder Nichts. Das war meine Welt geworden, und ich konnte nicht mehr von ihr lassen, um nichts in der Welt.

In dieser Welt, in der ich nichts anderes wahrnahm als das Spiel am Roulettetisch. Keine Familie, keine Freunde, keine Arbeit, keine Natur, ja selbst das Tageslicht war mir fremd geworden. Denn das gab es nicht in der Spielbank, keine Fenster, nur Kunstlicht. So verlor ich immer wieder jegliches Zeitgefühl.

Es gab auch nirgendwo eine Uhr in den Räumen. War das eine strategische Absicht der Betreiber? Sollte den Gästen jegliches Gefühl für die Zeit beim Spielen genommen werden? Durfte niemand, auch nicht der seit Stunden Spielende, durch ein Fenster die Nacht hereinbrechen sehen? Waren Blicke der spielenden Besucher auf Uhren verpönt, damit jene sich nicht eines Termins oder einer sinnvolleren Beschäftigung als dieser erinnerten und die Spielbank verließen?

Waren dies alles Methoden im Streben, den Gast so lange wie nur möglich im Hause zu halten und seine Aufmerksamkeit voll und ganz auf das Spiel zu lenken? Auf dass der Spieler so darin vertieft sei, dass er alles um sich herum vergäße? Beim Spiel, wo im höchsten Grad der Erregung selbst die privaten

Interessen mit der Zeit verblassten und alles nur diesem einen Ziel, eben der Möglichkeit zu spielen, untergeordnet wurde?

„Ich bringe ihnen gleich ihren Orangensaft“, entschwand der Page; es war ein netter Kerl, er kam aus einem der Balkanländer, und ich gab ihm immer ein großzügiges Trinkgeld, wenn er Dienst hatte. Es herrschte Krieg in seinem Land und er machte sich große Sorgen um seine Verwandtschaft dort. Er tat mir leid, und außerdem hatte ich selbst einmal in jungen Jahren als Page gearbeitet.

Auf Passagierschiffen des Norddeutschen Lloyd war ich zur See gefahren. Ich wusste, wie man behandelt wurde als unterer Dienstgrad, angewiesen auf Trinkgelder und den teilweise gnadenlosen Launen der Gäste ausgeliefert. Ein Scheißjob war das. Nun war ich kein Page mehr, ich war mittlerweile Millionär! Mehrfacher sogar. Jetzt bekam ich nicht, jetzt gab ich Trinkgeld. Das war doch etwas ganz anderes. Damit ließ es sich doch leben! So wie in den „Kitschgeschichten“ vom Tellerwäscher zum Millionär, so hatte auch ich es geschafft.

In 25 Jahren Selbstständigkeit, ohne erlernten Beruf, ohne Geld, ohne Protektion. Nur mit zähem Ringen und einem grenzenlosen Optimismus hatte ich mir vieles autodidaktisch beigebracht. Nach dem Motto: „Gehe dem Erfolg auf den Grund und du wirst Beharrlichkeit finden.“

Aber eines darf auch nicht vergessen werden: das Glück. Wie oft stand mir in all den entbehrungsreichen Jahren unverhofftes Glück zur Seite. Glück, das oftmals im letzten, im richtigen Moment kam und mir Kraft und neuen Glauben schenkte, den beschrittenen Weg weiterzugehen. Das Glück des Tüchtigen, wie es so schön im Volksmund heißt.

Aber ist es nicht verständlich, dass es ohne eigenes Zutun kein persönliches Glück geben kann? Wer findet eine Münze, wenn man mal das Geld dem Glück gleichsetzen will, wer also kann eine Münze finden, wenn er sich nicht auf den Weg macht?

Wer nur zu Hause sitzt, grübelt und sein Dasein bejammert, kann kein Glück am Wegesrand finden. Wer nicht mit Menschen spricht, kann keine Ideen, keine Inspirationen, keine Anregungen finden. Wer sich nicht in der Welt umschaute, wird wenig dazulernen können. Ich habe dies alles beachtet und gelebt, und diese Sichtweise dürfte einen großen Anteil an meinem Erfolg haben.

Und ich habe es am eigenen Leib gespürt. Ohne Glück geht wenig. Manchmal rein gar nichts. Das musste ich leider in letzter Zeit bei meinen Spielbankbesuchen so verlustreich erfahren. Hier war mir das Glück nicht hold, es missachtete mich. Ja, es schien mich nicht einmal zu kennen. Jeden Spieler am Roulette beglückte es, nur mich nicht.

Nun, heute würde alles anders sein, das hatte ich im Gefühl, das spürte ich. Noch ein paar Schritte, da stand er, der Roulette-Nummer eins. Der Erste, gleich wenn man in den Spielsaal reinkommt. Ein Reservierungskärtchen stand auf dem grünen Filztuch des Tisches, vor dem Stuhl auf Platz zwei. Aha, alle wussten schon Bescheid, der Schmidt-Luxemburg ist da. Ich sah in die erwartungsvollen Gesichter der Croupiers, die mich mit einem Kopfnicken oder einem leisen „Guten Abend, der Herr“ begrüßten.

Alles Laute oder gar die Nennung von Namen war streng verpönt. Das mit den Namen galt besonders auch für die Crou-

piers. Die sprachen sich immer nur mit „Herr Kollege“ oder „Frau Kollegin“ an. So wusste man nie, mit wem man es zu tun hatte. Und es gab ehemalige Gäste, die sich wegen ihrer Spielsucht ruiniert hatten und die Spielbanken verklagen wollten; mit dem Ziel, das verspielte Geld aufgrund partieller Geschäftsunfähigkeit zurückzubekommen.

Deutsche Gerichte hatten in jüngster Zeit in einigen Fällen bereits zugunsten der Kläger entschieden. Eine Klage konnte aber nur Erfolg haben, wenn Beweise erbracht wurden. Die ehemaligen Gäste, die spätestens bei Einreichung der Klage Hausverbot erhalten hatten, waren in Schwierigkeiten, dem Gericht die Namen von Spielbankangestellten zu nennen. Auch hier hatte scheinbar die Methode der Anonymisierung einen tieferen Sinn, eben den, einem möglichen Kläger die Beweisführung zu erschweren.

Aber das sollte mich nicht tangieren, mir würde das nicht passieren, ich würde mich hier nicht ruinieren. Im Gegenteil, ich würde meine Verluste, die ich leider schon in erheblichem Umfang erlitten hatte, wieder wettmachen, mein verspieltes Geld zurückgewinnen. Davon war ich überzeugt, und gleich heute würde ich den Anfang machen.

Noch zehn Minuten musste ich warten. Warten auf den Augenblick, dass ich wieder an meinem Tisch sitzen konnte. Nein, nein, es war nicht einfach nur ein Tisch. Es war ein ganz besonderer Tisch, der auf mich wartete. Kein einfaches Möbel, an dem die Familie beisammensaß. Kein Tisch in einem Restaurant mit erlesenen Speisen und Getränken, die ich mir finanziell ohne große Mühe hätte gönnen können.

Nein, es war kein Tisch. Es war ein Kunstwerk aus edlem Holz, mit feinem grünem Tuch bespannt. Die Abmessungen

riesig, vielleicht vier mal zwei Meter, und von bequemem Gestühl umstellt, von dem man sich, hatte man erst einmal Platz genommen, nicht mehr erheben mochte.

So groß, wie er war, dieser besondere Tisch, so stabil und solide wirkte er auf den Betrachter. Und die Atmosphäre, die er ausstrahlte. Es war so, wie ich es sage. Nur wer ihn gesehen, an ihm verweilt hat, kann das verstehen. Kein noch so antiker Wohntisch oder gar ein schnöder Beistelltisch, konnten sich mit meinem Tisch vergleichen. All diese normalen Tische hatten einen funktionellen Zweck, schauten vielleicht sogar gut aus, aber niemals haben sie so großen Einfluss auf Menschenschicksale genommen.

Gleichwohl – einen Tisch gibt es schon, dem ich zugestehhe, dass er, wenn auch nicht äußerlich, so doch gefühlsmäßig meinem Tisch gleichkommt. Es ist ein Tisch, mit dem die Menschen ebenfalls Hoffnung und Erlösung verbinden, obwohl sie ihn wie kaum etwas auf der Welt fürchten, den Operationstisch in der Klinik.

Ich aber mag mich nicht fürchten, und darum möchte ich lieber von meinem Tisch erzählen. Von dem Tisch, an dem sich Fremde zu einer Schicksalsgemeinschaft trafen.

Fremde Menschen waren es, die sich an ihm versammelten. Ja, „versammeln“ ist das richtige Wort dafür. Denn die Personen saßen nicht nur an diesem Tisch, nein, oftmals standen sie unmittelbar hinter den Sitzenden um den Tisch herum, selbst in mehreren Reihen drängten sie sich und schauten gebannt auf das feine grüne Filztuch, welches diesen außergewöhnlichen Tisch umspannte.

Man musste früh kommen, wenn man einen Platz an diesem besonderen Tisch ergattern wollte. Das galt glücklicherweise nicht für mich, denn mir war es gestattet, fernmündlich

einen Platz an diesem Tisch reservieren zu lassen. Man konnte und schätzte mich in dem Haus, in dem dieser besondere Tisch stand. Ein kleines Reservierungskärtchen, natürlich ohne Namen, war doch Diskretion oberstes Gebot in diesem Hause, hielt jeden Fremdling fern von meinem Platz.

„Bitte, das Spiel zu machen!“ Erwartungsvoll hatte ich auf diesen Satz gewartet. Nun begann das Spiel.

Ja, es war ein Spiel. Ein faszinierendes Spiel. Die Gabe zu haben, ein Ereignis voraussehen zu können, es besser zu wissen als all die anderen an diesem Tisch, es besser zu wissen als selbst die Angestellten des Hauses. Die ungläubigen Blicke, ihre Anerkennung zu sehen, wenn die Kugel gegen jede mathematische Wahrscheinlichkeit zum zweiten oder gar dritten Mal hintereinander in dieselbe Zahl fiel und ich als Einziger darauf gesetzt hatte!

Sicherlich sprachen die Angestellten in ihrem Pausenraum über mein Glück, was heißt „Glück“ – nein, es war kein Glück. Es war Begabung, Intuition, die Erklärung dafür entzog sich jeglicher Ratio.

Dieses Gefühl beim Eintreffen des vorhergesehenen Ereignisses, dieser Moment, wenn die Kugel mit einem hohen, sirrenden, aber dennoch wohlklingenden Ton im Kessel kreiste. Wenn sie dann über die Hindernisse im Kesselrand stolperte, ein schrilles Klickern anstimmte, um dann mit einem lauten Klack in eben dieses, von mir vorhergesehene, Zahlenfach zu fallen. Zum Entsetzen vieler und zur unbeschreiblichen Freude weniger oder gar nur meiner.

Es folgte ein winziger Moment der Stille, gerade so, als wäre die Zeit stehen geblieben, und kein Geräusch am Tisch war wahrzunehmen. Gleich beim Einsetzen des Stimmenwirrwarrs

der Anwesenden erfasste mich ein vertrautes Gefühl, ein Schauer, dem warmen Wasserstrahl einer Dusche gleich, verbreitete sich über meinen gesamten Körper. Ein unbeschreibliches Wohlgefühl, verstärkt durch die anerkennenden Blicke und das Geraune der Umstehenden.

Was für ein Gewinn.

Und zu diesem Glücksgefühl dann noch das gewonnene Geld in Form von Spielmarken, den Jetons, die mir in großer Anzahl mit einem Râteau vom Angestellten herübergeschoben wurden.

Wie viel es war, ich wusste es nicht. Vielleicht über fünfzigtausend Mark, so schnell konnte ich nicht rechnen, es war mir auch egal. Jawohl, es war mir egal, denn ich besaß genug Geld.

Warum also sollte ich zur „Geldvermehrung“ dem Glücksspiel frönen und eine Spielbank aufsuchen? Geldvermehrung war einfacher und risikofreier mit einer soliden Geldanlage bei einer „richtigen“ Bank. Nein, der Gewinn von Geld war es nicht, der mich reizte und mich zu einem Stammgast in den Spielbanken werden ließ. Denn Geld, das hatte ich ja ausreichend zur Verfügung und mir durch zwanzigjährige Selbstständigkeit hart, aber redlich verdient.

„Die 7, ich werde auf die 7 setzen.“ Es war der 7. Juli 1999 und ich annoncierte bei dem Croupier: „7 Plein Chevaux à 500 Mark.“ Das machte für den „Plein“ (volle Zahl) 500 plus dreimal 500 ergaben 2.000 Mark Einsatz für die „Chevaux“. Die Jetons lagen dabei zur Hälfte auf der 7 und zur anderen Hälfte auf den angrenzenden Zahlen, also der 4, 8 und 10, auf dem Tableau. Mit Tableau wird die mit grünem Filz bespannte Tischfläche bezeichnet. Wie mühelos ich jetzt die Annoncen für das Spiel an die Croupiers gab. Wenn ich mich noch an

die Anfänge erinnere, als ich die Spielregeln noch nicht kannte. Dabei sind sie einfach zu merken:



Zum Autor

Und was macht der Autor heute?

Er arbeitet wieder als Unternehmensberater und berät Firmen im Bereich des Marketings, der Unternehmensführung und Patentverwertung. Zu einer Finanzanlagenberatung fühlt sich der Autor allerdings nicht berufen.

Klaus F. Schmidt, Multimillionär a. D.
www.nichts-geht-mehr.info

*Alle Menschen sind klug.
Die einen vorher, die anderen nachher ...*

Voltaire

Möchten Sie weiterlesen? Unser Buch erhalten Sie bei Ihrem Buchhändler
oder im Webshop des Mankau Verlags: www.mankau-verlag.de.